Die Befreiung der Wirtschaft vom Menschen

Autor(en): **Jürgmeier**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **75 (1997)**

Heft 2

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-341336

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Befreiung der Wirtschaft vom Menschen

Machen wir - welches «wir» eigentlich? -, machen «wir» uns nichts vor - wenn «wir» nicht als zahlende KonsumentInnen noch gebraucht würden, «sie» hätten «uns» längst alle freigesetzt. Denn «Arbeitsplätze sind eine Last», stellt Leo Hug in einem Kommentar des «Tages-Anzeigers» vom

Von Jürgmeier

4. Juli 1996 sarkastisch fest und rechnet nach, dass die angekündigte Befreiung des neuen Basler Chemieriesen «Novartis» von rund zehntausend LohnbezügerInnen den Börsenwert des Unternehmens gerade mal um achtzehn Milliarden steigert. Macht satte 1.8 Millionen pro Lohnkosten-VerursacherIn. Mit dem nicht ausbezahlten Schweigegeld von zehn Prozent könnte manche und mancher Freigesetzte gut und gern vier Jahre leben. Und auch wenn es «Swissair»-Chef Bruggisser «sehr beschäftigt» und ihm «schlaflose Nächte bereitet, wenn wir Arbeitsplätze abbauen und Kündigungen aussprechen müssen», ein rechter Mann und Wirtschaftsführer ist nun mal unbestechlich. Gefeit gegen die Korruption des Mitleids. Er «darf diese Gefühle nicht zeigen, sonst heisst es, ich sei für diesen Job zu weich.» («Sonntagsblick», 27.10.1996)

Da hatten «wir» uns kaum richtig darüber zu freuen begonnen, mit Schweizer Löhnen in der Karibik KönigundKaiser zu spielen, und schon sollen «wir» uns daran gewöhnen, zu bengalischen Ansätzen zu arbeiten und in harten Schweizer Franken zu bezahlen. «Wir werden uns an Niedriglöhne gewöhnen müssen», verkündet der deutsche Soziologe Ralph Dahrendorf.

Nachdem die Befreiung des Menschen von wirtschaftlicher Ausbeutung einigermassen gründlich gescheitert scheint, wird jetzt die Befreiung der Wirtschaft von menschlicher Ausbeutung geprobt. Denn schliesslich fressen die Lohnabhängigen einen Teil – und nicht den kleinsten, jammern die UnternehmerInnen – des von ihnen erarbeiteten Mehrwerts gleich selbst wieder auf. Die Akkumulation des Kapitals, der sich selbst zum reissenden Strom steigernde Fluss des Geldes wird durch die niederen Bedürfnisse des Schmarotzers Mensch empfindlich gestört. Da wächst die Sehnsucht nach dem in sich geschlossenen, ökologisch verträglichen Kreislauf des Geldes. Denn Geld ist anspruchslos, nachhaltig und kennt keine Grenzen. «Hier muss Ihr Geld arbeiten», verrät die Zürcher Kantonalbank in einem TV-Spot. Was allerdings kein Bankgeheimnis ist. Auch bei der Konkurrenz gilt – im Geld haben die Banken «einen fleissigen Mitarbeiter». Und der schuftet auch in der Nacht. Trotz abgelehnter Revision des Arbeitsgesetzes.

Wem es schon einmal vergönnt war, die Ästhetik einer menschenleeren, roboterisierten Fabrik mit leisem Schauer zu geniessen, ahnt, was da möglich wäre, wenn nur «der Mensch» mit seinem Schweiss und Hunger nicht wär', die menschliche Gesellschaft mit ihren Soziallasten, Altersschwemmen und Flüchtlingsfluten. Der Weg wär' frei für das Perpetuum mobile des Geldes. Aber so schnell werden Uto-

pien, auch kapitale, nicht eingelöst. Schliesslich ist da, Relikt aus, je nach Optik, besseren oder schlechteren Zeiten, noch der «Sozialstaat». Der soll jetzt, da er die Reicheren und weniger Armen zu schmerzen begänne, entschlackt werden. Solidarität ist eine Konjunkturvariable. «Ich bin entschieden der Meinung, dass die Hauptaufgabe der Sozialpolitik nicht stärkere Gleichheit ist. Ungleichheit ist erträglich, wenn es keinen Ausschluss aus der Gesellschaft gibt.» Doziert der Soziologe. Und wann, Herr Dahrendorf, beginnt die Ausgrenzung? Wenn ein Kind ohne Markenturnschuhe sich nicht mehr auf den Pausenplatz traut? Oder knapp vor dem Verhungern?

«Wir» müssen uns gewöhnen an. Fordern WirtschaftsvertreterInnen, PolitikerInnen, SoziologInnen mit eindringlicher Stimme und tiefen Furchen auf der Stirn. An Niedriglöhne, Sockelarbeitslosigkeit und Ungleichheit. «Wir». Das ist tröstlich. Wenn «die» sich daran gewöhnen, wird es auch «uns» in der allgemeinen Verwirung leichter fallen. Geteiltes Leid ist halbes Leid.

Noch aber setzen «wir» auf die Wiederholung der wundersamen «Speisung der Fünftausend», die, je nach Apostel, auch nur viertausend gewesen sein sollen. Fünf Gerstenbrote und zwei Fische, darin sind sie sich einig, nahm Jesus, der Herr, «sprach das Dankgebet darüber und teilte sie unter die aus, welche sich gelagert hatten. Als sie aber satt geworden waren, sagte er zu seinen Jüngern: Sammelt die übriggebliebenen Brocken, damit nichts verlorengeht! Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Brocken von den fünf Gerstenbroten, die denen übriggeblieben waren, welche gegessen hatten.»

Knapp zweitausend Jahre danach hoffen «wir» auf Wiederholung dieses befriedenden Wunders. In Zeiten, in denen begrenzte Ressourcen weltweit und national die Verteilungsfrage dramatischer denn je zu stellen drohen, werden soziale Utopien gleich reihenweise auf den Abfallhaufen der Geschichte geworfen. Der realexistierende Sozialismus ist tot. Es lebe der realexistierende Kapitalismus. Nur keine alten Feindbilder. Keine klassenkämpferischen Parolen. Die Zeiten feindlicher Ismen sind endgültig vorbei, sagen die PostlistInnen. Im Kalten Frieden kennt die Zukunft nur eine Parole: Markt. Markt über alles, über alles in der Welt. Wo's ans Eingemachte geht, schreien «wir» allealle im Chor: Ja, wir wollen das tottale Wachstum! Alle setzen «wir» auf diese Allerheilsformel. Die Reichen und die Armen. Die Frauen und die Männer. Die Alten und die Jungen. Die im Zentrum und die am Rand. Das Abrakadabra der Wachstumsrate soll noch einmal hohe Gewinne, gute Löhne und grosszügige Sozialleistungen zugleich aus dem Hut zaubern. Wenn irgendwann der Kuchen gross genug ist, reicht es für allealle. Dann setzen «wir» Übriggebliebenen uns, ohne Streit, gemütlich an den Tisch und leben auf Kredit. Eroberung von neuem Lebensraum durch Kolonisierung kommender Zeiten. Es ist, als würden wir unseren Kindeskindern die Beinchen mit einer gut geschliffenen Axt vom Rumpf trennen, häuten, nach guter Lagerung kräftig würzen, bei grosser Hitze braten und dann, seignant, mit einer auf niedrigem Feuer gekochten Morchelsauce servieren. Alles in der nie ausgesprochenen, aber klassen- und geschlechterübergreifenden Überzeugung, dass die Nachgeborenen ihre Beinchen, zum Gehen, nicht mehr brauchen werden.

– En Guete.